

CHRIS MEYER

DER

BLUT

KUNSTS

THIEF

THRILLER



ullstein

ullstein



Tom Bachmann seziert Seelen – von Mördern, Triebtätern und Sadisten, von Psychopathen in jeder Form. Das ist sein Job, darin ist er brillant. Dabei geht er akribisch vor, minutiös, methodisch. Um das Böse, das diese Menschen in sich tragen, zu verstehen und zu verhindern, dass andere wie sie töten. Tom Bachmann ist ohne Zweifel der beste Profiler seiner Generation. Doch nun bekommt er es mit einem Killer zu tun, der dem Wort Grausamkeit eine neue Dimension verleiht: dem Blutkünstler. Der Blutkünstler foltert seine Opfer lange und genüsslich, ehe er ihr Blut und ihre Körper dazu benutzt, um etwas Großes zu erschaffen: Ein Kunstwerk. Ein Vermächtnis. Ein Farbenspiel aus Fleisch und Blut.

CHRIS MEYER hat sich von Berufs wegen schon oft mit der Frage beschäftigt, warum ein Mensch zum Serienmörder wird. Bis heute gab es keine zufriedenstellende Antwort. Also nähert sich Chris Meyer dem Bösen weiterhin in literarischer Form und erfindet fiktive Killer, die dichter an der Realität sind, als man glaubt. Mit Familie und Hund lebt Chris Meyer in der schönsten Stadt der Welt – Köln.

CHRIS MEYER
DER
**BLUT
KÜNS
TLER**
THRILLER

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2021

2. Auflage 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®, München

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Kepler

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06376-8

Für J. M.
Danke.

1

22. Mai 1987

»Töte sie.«

Die Stimme des Mannes war ruhig und entschlossen. Sie hallte in dem gekachelten Raum wider, der mit seinen weißen Fliesen an Boden und Wänden an einen Schlachtraum erinnerte. Die Temperatur lag weit unter zehn Grad, damit die Vorräte in den Regalen gut gekühlt werden konnten. Es war so kalt, dass man den Atem sehen konnte.

Der Mann würde keinen Millimeter von seiner Forderung zurückweichen, das wusste der Junge sofort. Flehen und Bitten hatten ihn schon in der Vergangenheit kaltgelassen. Und dennoch musste er es versuchen.

»Aber ... das kann ich ihm nicht antun. Er liebt sie, nichts auf der Welt liebt er mehr als sie!« Der Junge versuchte, das Zittern aus seiner Stimme zu verbannen. Er überlegte, ob er laut schreien sollte. Aber hier unten würde ihn niemand hören, das wusste er von seinen

anderen Besuchen. Der große Vorratskeller war wie ein Bunker. Sobald die schwere Tür ins Schloss gefallen war, drang kein Laut mehr aus dem fensterlosen Raum. Lebensmittel wurden hier schon lange nicht mehr gelagert. Trotzdem wurde er dauerhaft gekühlt.

Lächelnd kam der Mann einen Schritt auf ihn zu und legte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter. Fast väterlich blickte er ihn an.

»Es geht hier nicht um ihn«, erwiderte er ruhig. »Es geht nur um dich. Du musst sie töten. Für dich.«

Der Junge brauchte einen Moment, um die Worte zu verstehen. »Aber wieso?«

»Töten ist ein Ventil, es ist dein Ventil. Ihr Tod wird für dich so sein, als würdest du ein Überdruckventil öffnen, um endlich alles rauszulassen, was sich in dir angestaut hat.« Der Mann nickte ihm aufmunternd zu.

»Aber es wird sich doch wieder Neues in mir anstauen ...«, wandte der Junge ein.

Der Mann sah ihm tief und eindringlich in die Augen. Dann sagte er: »Richtig. Und Töten wird für dich immer eine Möglichkeit sein, dich von diesem Ballast zu befreien. Es wird dir Freude bereiten, glaub mir, die Sache an sich wird dir schon Spaß machen, und das Gefühl, das dich hinterher durchströmt, wird mehr sein als nur Erleichterung. Du wirst glücklich sein.« Der Mann lächelte den Jungen sanft an. »Alles, was dich quält, wirst du vergessen haben, sobald du sie tötest.«

Fast trotzig schüttelte der Junge den Kopf. Er wollte das nicht, er wollte sie nicht töten. Er wusste doch, was

er damit anrichten würde. »Ich kann das nicht. Und ich will es nicht!«

Ihm war klar, dass das Konsequenzen haben würde. Vielleicht würde er wieder die Nacht hier unten verbringen müssen, ohne Decke und ohne Licht. Aber das war ihm egal.

Im nächsten Augenblick erstarrte er vor Schreck, als er sah, was der Mann hochhielt. Es war der Schatz, den er ihm geraubt hatte, das Wichtigste, das er besaß.

»Wenn du sie tötest, bekommst du es wieder«, sagte der Mann und wedelte mit dem kostbaren Gegenstand vor der Nase des Jungen herum. Sein Lächeln war verschwunden. »Wenn du versagst, werde ich es verbrennen.« Er holte ein Feuerzeug aus seiner Hosentasche und hielt es demonstrativ hoch.

Panik überkam den Jungen. Nein, das durfte er nicht, er durfte es nicht anzünden! Er konnte ihn hier einsperren, in diesem verfluchten, kalten Loch, er konnte ihn auch wieder auf den Dachboden bringen, wie er es schon einige Male getan hatte, das war ihm alles egal.

Aber sein Schatz war ihm nicht egal. Es gab keinen Ausweg, das wurde ihm in diesem Augenblick bewusst.

Langsam senkte der Junge den Kopf und blickte in ihre aufgerissenen Augen, die ihn panisch anstarrten. Sie zitterte vor Angst und jammerte leise und so herzerreißend, dass es ihn körperlich schmerzte. Konnte er es tun? Konnte er sie wirklich töten?

»Nimm das Messer und schneide ihr die Kehle durch.

Jetzt!« Die Stimme des Mannes klang nun drohend, seine Geduld war zu Ende.

Zitternd nahm der Junge das Messer in die Hand, das vor ihm auf dem Tisch lag. Es war so lang wie sein Unterarm. In der scharfen Klinge spiegelte sich das Neonlicht, das den Raum in einem bläulichen Weiß erscheinen ließ. Er wusste nicht, ob der Mann recht hatte und er sich besser fühlen würde, wenn er sie umbrachte. Er wusste ja noch nicht mal, ob er das überhaupt schaffen würde. Aber er wusste eins mit Sicherheit: Er musste seinen Schatz retten, denn ohne ihn konnte er nicht weiterleben, das spürte er tief in seinem Herzen.

Dem Jungen liefen Tränen über das Gesicht, als er sich mit dem Messer in der Hand zu ihr auf den Boden kniete. Die Fesseln hielten sie fest, sie war nicht in der Lage, sich zu rühren.

»Tom wird mir das nie verzeihen ...«, wimmerte der Junge. Dann holte er aus und stach zu. Nicht ein Mal, sondern zwei Mal, drei Mal. Er zählte nicht mit, bemerkte danach nur, dass das Blut bis an die Decke gespritzt war.

Ein heller Blitz ließ ihn kurz aufschrecken, dann sank der Junge erschöpft in der roten Lache zusammen, die sich am Boden gebildet hatte. Es stimmte. Er fühlte sich besser, fühlte sich auf wunderbare Weise erleichtert, fast befreit.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Mann zufrieden lächelte.

2

Jule Mey war schon früh auf den Beinen. Seit Wochen hatten sie und ihre Chefin Senta van Darten auf diesen Tag hingearbeitet. Senta, die eigentlich Sabine Schmidt hieß, hatte ihren Geburtsnamen vor über zehn Jahren abgelegt, als sie sich als Galeristin in Düsseldorf selbstständig gemacht hatte. *Galerie Sabine Schmidt* klang eben nicht so gut wie *Galerie van Darten*, und auch wenn Jule diese Künstlernamen-Allüren eigentlich albern fand, musste sie ihr in diesem Fall recht geben. Abgesehen davon waren Allüren sowieso Sentas Fall. Jule schrieb das der Tatsache zu, dass Senta selbst gerne Künstlerin geworden wäre und sich mangels Talent auf den Verkauf von Kunst konzentriert hatte. Das allerdings mit großem Erfolg.

Die letzten Wochen waren sehr intensiv gewesen, und sie hatte ihre Chefin von einer neuen Seite kennengelernt. Fokussiert, energiegeladen und lösungsorientiert hatte sie auf die Vernissage hingearbeitet. Jule kannte

Senta sonst als eher launisch und divenhaft, aber in dieser Zeit war sie so viel umgänglicher gewesen, dass Jule sie beinahe ins Herz geschlossen hätte. Aber ganz vergessen konnte sie die letzten drei Jahre dann doch nicht, in denen sie in der Galerie gearbeitet hatte. Es hatte zu viele Tage gegeben, an denen Jule zu nichts anderem als Kaffeekochen und Staubwischen eingesetzt worden war, begleitet von den ständigen spitzen und bösartigen Bemerkungen ihrer Chefin.

Aber der Frust der letzten Jahre, in denen die Galerie eher mäßig gelaufen war, war heute vergessen. Senta hatte es geschafft, namhafte, zum Teil berühmte Künstler für sich zu gewinnen. Die Presse hatte wohlwollend berichtet, die lokale Düsseldorfer Prominenz sich in Scharen angesagt, und so war die bevorstehende Vernissage schon seit Wochen ausgebucht.

Gestern war Jule erst um neun Uhr abends nach Hause gegangen, und obwohl alles perfekt vorbereitet war, wollte Senta noch bleiben.

»Ich mach' noch eine letzte Runde«, hatte sie zu ihr gesagt. Ihre berühmte »letzte Runde«, in der sie jedes Bild in den Ausstellungsräumen abschritt und noch einmal gerade rückte, konnte schon mal zwei Stunden dauern. Trotzdem wollte Senta an diesem Morgen wieder um sieben in der Galerie sein. Um elf Uhr würde die Vernissage beginnen, und Jule hatte keine Ahnung, was sie bis dahin machen sollten. Aber Senta hatte darauf bestanden, also war sie nun hier.

Umso mehr wunderte sie sich, dass sie vor verschlos-

senen Türen stand. Es war doch schon kurz nach acht, hatte Senta vielleicht verschlafen?, dachte Jule und musste schmunzeln. Wenn ihrer perfektionistischen Chefin das ausgerechnet heute passierte, würde die Gute ganz schön in Wallung geraten.

Jule kramte ihren Schlüssel aus der Tasche und schloss die weiß lackierte Tür zur Galerie auf. Sie schaltete das Licht an und legte ihre Tasche auf dem Eingangstresen ab, der in demselben Weiß glänzte wie alle anderen Möbel und auf dem schon die polierten Champagnergläser standen. Um zehn würden die Häppchen gebracht werden. Die Getränke müssten eigentlich alle kalt sein, überlegte Jule, die gestern Abend noch eigenhändig den Kühlschrank aufgefüllt hatte.

»Fuck«, entfuhr es ihr, als sie sicherheitshalber einen Blick hineinwarf. Der verdammte Kühlschrank hatte schon häufiger Probleme gemacht, aber dass er ausgerechnet heute seinen Geist aufgeben musste, war nun wirklich schlechtes Timing.

Jule nahm eine Flasche Rosé-Champagner heraus und stellte fest, dass sie lauwarm war. Auch wenn es Senta überhaupt nicht leiden konnte, wenn man ihr hinterhertelefonierte, blieb ihr jetzt nichts anderes übrig, als die Chefin anzurufen. Warmer Champagner war nun wirklich das Letzte, was sie ihren Gästen heute servieren wollten.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und tippte auf Sentas Kontakt. Überrascht blickte sie auf, als kurz darauf Adeles Hit *Hello* aus den hinteren Räumen der Galerie

zu hören war. Jule hatte nie verstanden, warum ihre Chefin ausgerechnet diesen Song zu ihrem Klingelton gemacht hatte, und sich immer gefragt, wie man ihn in einer Menschenmenge oder bei Verkehrslärm überhaupt wahrnehmen konnte.

War Senta doch schon hier? Aber warum hatte sie dann die Tür abgeschlossen und das Licht nicht eingeschaltet?

»Senta?« Jules Stimme hallte in den kahlen Räumen. Plötzlich hatte sie ein mulmiges Gefühl in der Magen-
grube. Sie ging um den Empfangstresen herum und hielt noch einmal kurz inne. »Senta? Bist du da?«

Zögernd ging Jule durch den schmalen Gang, der in die hinteren Ausstellungsräume führte. Auch hier war alles dunkel. Adeles Stimme hallte durch die Räume.

Ob Senta ihr Handy gestern Abend vergessen hatte? Nein, das war ausgeschlossen. Senta und ihr Handy waren eine Einheit; ohne ihr geliebtes iPhone 12 machte sie kaum einen Schritt. Jule schaltete das Licht an und betrat den größten Raum der Galerie, in dem nur die großflächigen Werke hingen. Ihr Blick fiel auf die gegenüberliegende Wand, und sie blieb wie angewurzelt stehen. Das Szenario, das sich ihr bot, war vollkommen grotesk. Sie wollte glauben, dass es sich um ein neues Kunstwerk handelte, irgendeine Überraschung, die Senta ihr verschwiegen hatte.

Jule drückte die Auflegen-Taste auf ihrem Handy, und Adele verstummte. Zitternd ging sie ein paar Schritte weiter, um dann erneut stehen zu bleiben.

Nein, das war keine Kunst.

Als die Erkenntnis einsetzte, schrie Jule. Sie schrie so laut, wie sie es noch nie in ihrem Leben getan hatte.

»Was für eine Sauerei«, entfuhr es Bernhard Müller, als er mit seinen Kollegen vom BKA den Tatort betrat. Die Spurensicherung war schon bei der Arbeit: Zwei Männer in hellen Schutzanzügen sammelten fleißig Spuren, während ein dritter Fotos von dem Grauen schoss, das sich ihnen bot. Am Ende des weiß getünchten Raumes, an dessen Wänden abstrakte Kunstwerke hingen, befand sich eine große Leinwand. Darauf hatte jemand mit langen Zimmermannsnägeln eine Frau genagelt. Sie trug ein gelbes Kleid, das blonde Haar war mädchenhaft zu Zöpfen geflochten. Der Schädel darunter war gespalten und die Hirnmasse mit Nägeln neben dem Kopf befestigt. Blut, das aus zahllosen Wunden tropfte, hatte sich auf dem ganzen Bild verteilt und am Boden eine große Pfütze gebildet, die sich inzwischen in eine geronnene Masse verwandelt hatte.

»Die Scheiße kommt mir bekannt vor«, murmelte Müller, und seine Mitarbeiterin Ira Sokolov nickte.

»Erinnert schwer an die Sache in Bremen. Und in Hamburg.«

»Und München. Jetzt hat es unseren Mann also nach Düsseldorf getrieben.«

»Wenn es denn ein Mann war«, gab Ira zu bedenken.

Müller seufzte. »Sorry, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass so etwas eine Frau macht.«

»Weil Frauen nicht so brutal sind?«, versetzte Ira spöttisch.

»Ja. Nein! Ach Mensch, du weißt doch, was ich meine.« Iras Gleichberechtigungssinn machte auch vor Mördern nicht halt. »Wer ist das Opfer?«

»Senta van Darten, die Besitzerin der Galerie. Heißt eigentlich Sabine Schmidt, das andere ist so eine Art Künstlername. Ihre Assistentin Jule Mey hat sie gefunden«, antwortete Ira. »Sie sitzt da vorne.«

Sie wies auf eine blassle junge Frau, die mitgenommen auf einem Stuhl in der Ecke saß und gerade von einem Kollegen der Kripo befragt wurde. Geschockt starnte sie ihn an und knetete dabei eine Strähne ihrer langen schwarzen Haare, als wäre sie außerstande, die Hände ruhig in den Schoß zu legen.

»Ich nehme an, sie hat nichts gesehen?« Müller wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er fing oft an zu schwitzen, wenn er an einem Tatort war. Es war das einzige Anzeichen dafür, dass ihn seine Arbeit noch erschüttern konnte, obwohl er in seinen über dreißig Dienstjahren schon einiges gesehen hatte. Die zwanzig Kilo Übergewicht, die sich in der Zeit fast ausschließlich an seinem Bauch angesammelt hatten, unterstützten den Schweißfluss noch zusätzlich.

»Ja«, antwortete Ira. »Genau wie bei den anderen Fällen. Sie hat die Leiche gefunden, aber sonst nichts gesehen.«

»Gut. Ich unterhalte mich jetzt mit ihr, und du schaffst mir in der Zeit diesen Seelenleser heran.«

»Bitte wen?«, fragte Ira und rümpfte demonstrativ die Nase.

»Wie viele Typen kennst du, die man so nennt?«, fragte Müller und verdrehte die Augen. »Er ist seit einer Weile wieder in Deutschland. Wir haben schon ein paarmal versucht, Kontakt zu ihm aufzunehmen, aber bisher war er wegen irgendeiner privaten Geschichte nicht zu erreichen.«

»Und du meinst, das hat sich jetzt geändert?« Ira verschränkte die Arme. Es war ihr deutlich anzusehen, dass sie nicht die geringste Lust hatte, den Befehl ihres Chefs auszuführen.

»Ist mir verdammt egal, ob sich das geändert hat oder nicht«, schnaufte Müller. »Es gibt offensichtlich irgend einen Irren, der sich einen Spaß daraus macht, Frauen auf die brutalstmögliche Art in Szene zu setzen, um es mal so zu formulieren. Ich will, dass wir alle Kräfte bündeln und uns voll und ganz auf den Fall konzentrieren. Und dieser Bachmann soll nun mal der Beste sein. Also schaff ihn in mein Büro! Ob der privat irgendwelchen Ärger hat, ist mir vollkommen schnuppe, klar?«

3

Eine warme Erregung rieselte durch seinen Körper, während er auf den Drucker starrte. Sie hatte nichts mit sexueller Erregung zu tun, die empfand er sowieso nur sehr selten, und meistens wusste er dann nicht, wie er damit umgehen sollte. Nein, dieses Gefühl, das er jetzt spürte, war außergewöhnlicher und viel wichtiger für ihn. Es war eine Mischung aus Stolz und der Gewissheit, etwas Großes geschaffen zu haben.

Der Drucker ratterte weiter, bis er das glänzende Fotopapier ausspuckte. Langsam zählte er bis zwanzig, um auch ganz sicher zu sein, dass die Farbe trocken war und nichts verschmierte. Vorsichtig nahm er das bedruckte Papier schließlich heraus.

»O mein Gott ...«, stieß er hervor. Tränen der Freude stiegen ihm in die Augen. Er hatte sich selbst übertroffen, ja, das konnte er ohne jede Eitelkeit sagen. Die Farben waren so intensiv, so kraftvoll und ausdrucksstark. Das Gelb des Kleides bildete einen wundervollen

Kontrast zu den roten Blutspritzern, die wiederum von den grauen Hirnstücken aufgelockert wurden und das Bild daher nicht zu sehr dominierten. Das schmerzverzerrte Gesicht harmonierte perfekt mit den panisch aufgerissenen Augen, die tot in die Kamera starnten. Die gesamte Komposition war mehr als gelungen.

Fast zärtlich strich er über das Fotopapier und die Wunden, die es zeigte. Wenn er das erste Mal mit der Klinge über die Haut glitt, erinnerte ihn das immer an damals, als er klein und sie noch in seinem Leben gewesen war. Er hatte sie, wann immer möglich, bei ihrer Arbeit beobachtet. Die Leinwände, die sie benutzte, waren bei der Lieferung mit einer dünnen Plastikfolie straff umwickelt. Sie schlitzte sie mit einem Messer oder einer Schere auf, und die Folie sprang dann mit einem schnappenden Geräusch auseinander, ganz so, als fühlte sie sich befreit von der Last, die Leinwand weiter umschlingen zu müssen.

Als er die Klinge durch Sentas Haut fahren ließ, war das ganz ähnlich gewesen. Das Fleisch klaffte auf, zuerst sah es weiß aus, dann kam langsam das blutige Rot dazu. Und hatte es nicht auch ein Geräusch gemacht, als die Haut aufplatzte? Er glaubte schon.

Ihr Körper war eine hervorragende Leinwand gewesen. Er hatte seine Augen geschlossen und war wie im Rausch mit der Klinge über ihren Leib geglitten. Man musste fühlen, was man tat, es musste aus dem Innersten kommen, sonst hatte es keinen Ausdruck. Und er hatte es sehr deutlich gefühlt, hatte genau gespürt,

wo die einzelnen Striche hinmussten. Der Oberkörper brauchte viel mehr kleine Striche als der Unterkörper. Nur die Brüste ließ er immer unversehrt. Dabei musste er aufpassen. So eine Brustwarze war im Eifer des Gefechts schnell abgesäbelt, und das konnte den Gesamteindruck des Bildes völlig versauen. Dasselbe galt für den Intimbereich. Er hatte sich gefreut, dass Senta komplett rasiert gewesen war, denn so konnte er sich austoben, ohne dass auch nur ein Haar die Komposition störte.

Er wusste, dass alle großen Künstler ihre Bilder wie in Trance malten. Das war ihm bei Senta ganz ähnlich gegangen. Er war der Gott, der aus einem normalen Körper ein Kunstwerk für die Ewigkeit gemacht hatte.

Für eine Weile hielt er inne. Er kniff die Augen zusammen und betrachtete Sentas Kopf. Zweifel stiegen in ihm auf. Hätte er die Gehirnstücke doch anders drapieren sollen? Der Größe nach hatte er sie neben den Kopf genagelt – war das vielleicht zu banal? Hätte er sie nicht doch einfach bunt durcheinanderwürfeln sollen, so als wären sie zufällig ihrem Schädel entsprungen?

Er seufzte. Ja, das hier war bisher sein Meisterwerk. Aber selbst für einen Jahrhundertkünstler wie ihn gab es immer noch etwas zu verbessern.

Vorsichtig legte er das gedruckte Bild in den goldenen Bilderrahmen, der im Barockstil gehalten war. Auch wenn es nur eine billige Kopie war, hatte dieser Rahmen doch eine gewisse Wirkung. Sorgfältig verschloss er ihn von hinten und drehte ihn dann fast ehrfurchtsvoll um.

»O mein Gott ...«, entfuhr es ihm erneut. Die Schön-

heit des Bildes war einfach überwältigend. In der Mitte stand nun das gelbe Kleid, umgeben von rotem Blut und eingefasst von einem goldenen Rahmen, der die Farbe des Kleides noch einmal spiegelte. Er lächelte. Vielleicht war er noch nicht perfekt, aber weit entfernt davon war er auch nicht mehr.

Zufrieden hängte er das Bild an den Nagel, den er dafür vorgesehen hatte. Es passte wunderbar zu den anderen Werken, die bereits an der Wand hingen.

Ohne seinen Blick von dem Bild abzuwenden, setzte er sich in den Sessel, der nur für diesen Zweck in dem winzigen Raum stand. Einem Raum, der höchstens sechs Quadratmeter maß und das wahrscheinlich kleinste Museum der Welt beherbergte.

Der einzige Ort, an dem er glücklich war. Und den er für die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht verlassen würde.

4

Tom Bachmann brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass er in einem fremden Bett lag. Viel geschlafen hatte er nicht, aber das tat er ohnehin nie. Vorsichtig schob er die hübsche nackte Frau, die sich an ihn gekuschelt hatte, ein Stück zur Seite. Sie schlief tief und fest, auch noch, als er aufstand – zum Glück. Er wollte sie auf keinen Fall wecken.

Während er lautlos in seine Hose schlüpfte, betrachtete er die Frau. Wie hieß sie noch? Sie hatte ihm ihren Namen sicher genannt, aber er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern. Nicht, weil er betrunken gewesen wäre, er trank praktisch nie Alkohol, nein, es hatte ihn einfach nicht interessiert, wie sie hieß. Nun, vermutlich würde er es nie erfahren, denn dass es zu einem weiteren Kontakt kommen würde, war ausgeschlossen. Die Frau war bildhübsch, und der Sex war auch ganz in Ordnung gewesen, aber Tom hatte kein Interesse, noch ein weiteres Wort mit ihr zu wechseln. One-Night-Stand

war One-Night-Stand, und mehr als Sex hatte er nicht gewollt. Da die Unbekannte das genauso gesehen hatte wie er, plagte Tom auch kein schlechtes Gewissen, als er aus der Wohnung schlich.

Auf dem Weg nach Hause dachte er kurz darüber nach, wie es wohl wäre, mit einer Frau eine richtige Beziehung zu haben. So mit »Guten Morgen, Schatz!« und romantischem Abendessen in einer gemeinsamen Wohnung. Er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Unvorstellbar! Sex – klar, den brauchte jeder hin und wieder, auch Tom hatte seine Bedürfnisse. Manchmal hatte er zwar das Gefühl, dass es einfacher wäre, wenn er sie nicht hätte, aber er konnte die Natur nun einmal nicht abstellen, so gerne er das vielleicht auch wollte. Er wusste, dass er eine gewisse Wirkung auf Frauen hatte. Obwohl er fast vierzig war, hatte sich noch kein Grau in sein dichtes dunkles Haar verirrt. Außerdem hatte er kein Gramm Fett an seinem durchtrainierten Körper, eine Folge der Tatsache, dass er jeden Tag zehn Kilometer laufen ging, an schlechten Tagen sogar zwanzig. Das war seine Droge, die einzige, die er regelmäßig nahm.

Für einen Moment überlegte Tom, wie es wohl wäre, wenn er jemanden finden würde, der genauso viel laufen würde wie er. Ob es anders wäre mit einer Frau, die dieselben Leidenschaften hätte? Ob er sich in so eine verlieben könnte?

Schwachsinn, dachte er im nächsten Augenblick. Bei seinen Pflegeeltern hatte er zwar gesehen, wie eine

glückliche Ehe aussehen konnte, aber für sich selbst konnte er so etwas kategorisch ausschließen. Er konnte ja noch nicht einmal sagen, auf welchen Typ Frau er stand. Haarfarben interessierten ihn genauso wenig wie Konfektionsgrößen, und ob eine schlau oder lustig war, war ihm ebenfalls egal, denn unterhalten wollte er sich sowieso nicht. Nein, er war definitiv kein Beziehungstyp, und er hatte keine Ahnung, wie es sich wohl anfühlte, verliebt zu sein.

Als er zu dem Mehrfamilienhaus kam, in dem er wohnte, sah er die Frau schon von Weitem vor der Haustür stehen.

»Tom Bachmann?«, sprach sie ihn an und reichte ihm die Hand. »Mein Name ist Ira Sokolov. Ich arbeite fürs BKA.«

»Aha.« Tom übersah die Hand und kramte nach dem Schlüssel in seiner Jacke.

Seit er aus den USA zurückgekehrt war, hatte das BKA in regelmäßigen Abständen versucht, Kontakt zu ihm aufzunehmen. Er war nach Hause gekommen, um seinem Pflegevater beizustehen, der vor nicht einmal einer Woche einem Krebsleiden erlegen war. Tom hatte den BKA-Leuten mehrfach gesagt, dass er keine Zeit hatte, und empfand es fast als unverschämt, dass sie ihn jetzt, einen Tag nach Georgs Beerdigung, sogar persönlich aufsuchten.

»Wir wissen, dass Sie familiär sehr eingebunden waren«, fuhr Ira Sokolov fort. »Ich möchte Ihnen mein Beileid zum Tod Ihres Vaters aussprechen.«

»Pflegevaters.«

»Trotzdem. Mein herzliches Beileid.«

Tom nickte nur, ohne sie anzusehen. Wo war nur der verdammte Schlüssel? Er durchsuchte seine Hosen-taschen. Endlich! Er spürte etwas Metallisches.

»Ich habe mehrfach versucht, Sie auf dem Handy zu erreichen ...«

»Seit dem Tod meines Pflegevaters habe ich es nicht mehr ständig bei mir«, unterbrach Tom sie, holte den Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn ins Schloss.

Er war mehrere Wochen lang vierundzwanzig Stunden am Tag für Eva und Georg erreichbar gewesen, hatte sein Handy sogar mit ins Bett genommen, um seinen Pflegeeltern beistehen zu können, für den Fall, dass der Moment kam. Als es dann so weit war, hatte er noch zwölf Stunden an Georgs Bett gesessen und seine Hand gehalten, bis sein Pflegevater für immer die Augen geschlossen hatte, besiegt vom Krebs. In diesen Stunden hatte er sein Handy ausgeschaltet, und daran hatte er bis auf ein paar Ausnahmen auch nichts geändert.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Tom, wandte sich ihr zu und sah sie zum ersten Mal an.

»Mein Chef, Bernhard Müller, möchte Sie sprechen«, antwortete Ira Sokolov. »Es handelt sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit.«

Tom zuckte mit den Schultern. »Bernhard Müller? Sagt mir nichts.«

»Er leitet im Morddezernat des BKA die Abteilung für Serienmörder«, erklärte sie. »Sie können mir glauben, er

würde Sie nicht um Hilfe bitten, wenn es sich nicht um einen äußerst dringlichen Fall handelte.«

Tom starrte an Ira Sokolov vorbei ins Nichts. Als sein Pflegevater noch lebte, hatte er dem BKA eine deutliche Abfuhr erteilt. Nach wie vor war er davon überzeugt, dass das die richtige Entscheidung gewesen war, denn er hatte voll und ganz für ihn da sein wollen. Aber das war jetzt vorbei.

Konnte er das Böse wieder in sein Leben lassen? Er wusste, dass er es früher oder später brauchen würde, wie ein Raubtier seine Beute brauchte. Und er hatte das Gefühl, dass das eher früher als später der Fall sein würde. Das Böse zu bekämpfen, war zu seinem Lebensinhalt geworden, es war das Einzige, was die Leere in ihm wenigstens für einige Stunden füllen konnte. Nur wenn er auf der Jagd war, hatte er seine eigene dunkle Seite unter Kontrolle. War er auf der Spur eines Serienkillers, konnte er seine Triebe voll und ganz auf die Ermittlungen lenken. Dann waren sie hilfreich. Fehlte ihm dieses Ventil aber, konnte er für nichts garantieren. Die Arbeit als Profiler war für ihn wie eine Sucht, die alles Dunkle in ihm überdeckte. Und jetzt spürte er, dass er auf Entzug war.

Langsam richtete er den Blick wieder auf die Beamte. »Und was macht das BKA, wenn ich Nein sage?«

Ira Sokolov seufzte. »Ehrlich gesagt wird mein Chef kein Nein akzeptieren. Vermutlich werde ich dann vor Ihrer Wohnung Stellung beziehen und Sie so lange bequatschen müssen, bis Sie mit ihm sprechen.«

Tom verzog spöttisch den Mund. »Eine Horrorvorstellung.« Er wartete ein paar Sekunden, ehe er fortfuhr. »Nun, Sie haben Glück. Jetzt, da mein Pflegevater tot ist, habe ich wieder Kapazitäten. Und die Arbeit wird mir helfen, wieder in bessere Stimmung zu kommen.«

Ira Sokolov verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht, ob unsere Tätigkeit dafür geeignet ist.«

Tom winkte ab. »Doch. Für mich ist sie das.« Der brutale Mord an einer unbekannten Person würde ihm niemals so nahe gehen wie der schleichende und qualvolle Tod seines Ziehvaters. »Ich würde mir gerne etwas Frisches anziehen und mein Handy holen. Wollen Sie mit hochkommen?«

Als die Beamtin vom BKA ihm in seine Wohnung folgte, fragte sich Tom kurz, ob es ihm unangenehm sein sollte, dass sie das Chaos in den Zimmern sah. Eigentlich war es ihm egal, auch wenn ihm ihr erstaunter Blick nicht entging. Kein Wunder, dachte er, im Großen und Ganzen bestand seine Wohnung ja nur aus Kartons und einem überdimensionalen Fernseher.

»Sie gucken wohl gerne Filme«, bemerkte Ira Sokolov und schob mit dem Fuß einen alten Pizzakarton zur Seite.

»Ich habe gar keinen TV-Anschluss«, antwortete Tom. Er verschwand im Schlafzimmer und zog ein frisches Hemd aus einem der Kartons. Auf Dauer würde er sich einen Kleiderschrank zulegen müssen. »Ich benutze den Bildschirm nur zum Zocken«, rief er ihr durch die offene Tür zu, während er sich umzog.

»Ah, was spielen Sie denn?«, fragte Ira Sokolov. »Ach nein, erklären Sie es mir nicht. Ich kenne mich mit dem Zeug eh nicht aus.«

Tom kam zurück ins Wohnzimmer und sah, dass sie eine Waffe in der Hand hielt, mit der man auf den Bildschirm zielen konnte. Er nickte ihr zu. »Ballerspiele«, sagte er. »Pädagogisch nicht gerade wertvoll, aber ich bin ja schon groß.«

Sie nickte ebenfalls. »Haben Sie Ihr Handy?«

Tom schlug sich vor die Stirn. »Stimmt, das verdammte Ding. Ich habe es in den letzten Tagen kaum gebraucht.«

»Das wird sich jetzt vermutlich ändern«, sagte Ira Sokolov und warf ihm einen vielsagenden Blick zu.

Eine halbe Stunde später lenkte sie den Wagen auf den Parkplatz des BKAs. Das Gebäude lag in Bonn-Meckenheim, nicht weit von Toms Wohnung in der Innenstadt entfernt. Das große, dunkle Bauwerk war ihm immer noch vertraut. Früher hatte er viele Stunden hier verbracht, bevor es ihn für Jahre in die USA verschlagen hatte. Die Atmosphäre aus Verwaltungsmief und hochprofessioneller Kriminalistik hatte sich bis heute nicht verändert. Es fühlte sich ein bisschen so an, als käme er nach Hause, auch wenn er wusste, dass es so nicht war.

Hatte Tom überhaupt ein Zuhause? Wenn, dann war es das Haus seiner Pflegeeltern, in dem er immerhin sechs Jahre seines Lebens verbracht hatte. Aber Eva wollte es bald verkaufen und in eine Seniorenresidenz

ziehen. Damit fiel das einzige Heim weg, das er je gehabt hatte.

Ira Sokolov führte ihn in das Büro von Bernhard Müller, und das Erste, was Tom an dem älteren Mann auffiel, war dessen Körpergröße. Bernhard Müller war gut einen Kopf größer als Tom selbst, was schon etwas heißen wollte, da Tom es immerhin auf einen Meter fünfundachtzig brachte. Müllers korpulente Figur und seine polierte Glatze verliehen dem Mittfünfziger etwas Riesenhaftes.

»Ich bin wirklich froh, dass Sie hier sind«, begrüßte er ihn mit donnernder Stimme und einem so festen Händedruck, dass Tom sich kurz Sorgen um seine Finger machte. »Ihr Lebenslauf ist beeindruckend. Psychologie-Studium mit Schwerpunkt Verhaltensforschung an der Universität in Stanford, und danach direkt zum FBI. Respekt.«

»Danke.«

»Sie wissen, wie man Sie hier nennt?«

Tom unterdrückte ein Seufzen. »Ich habe davon gehört.«

»Überall spricht man nur vom Seelenleser, wenn es um Sie geht«, sagte Müller und grinste breit. »Ist Ihnen vermutlich nicht so lieb, was? Sie gelten ja als sehr öffentlichkeitsscheu.«

»Nun, ich bevorzuge die Bezeichnung Profiler, wenn es Ihnen recht ist.«

»Ich bin da ganz bei Ihnen«, sagte Müller. »Diese Mystifizierungen sind in unserem Job nicht hilfreich.

Wir brauchen Leute, die einen klaren und kühlen Kopf behalten, wir brauchen *Sie*. Bitte nehmen Sie Platz«, fügte er hinzu und deutete auf eine Sitzecke rechts neben der Tür.

Tom setzte sich, wartete, bis Müller dasselbe tat, und blickte sein Gegenüber erwartungsvoll an. Er spürte ein angenehmes, vertrautes Prickeln im Bauch – die Vorfreude auf einen Fall. »Worum geht es denn überhaupt?«

»Wir haben eine Tote. Eine ermordete Galeristin in Düsseldorf. Und es ist nicht der erste Fall dieser Art«, begann Müller. »Bereits vor drei Monaten haben wir eine Frau tot aufgefunden, die wie die Galeristin ein gelbes Kleid trug und die Haare zu Zöpfen geflochten hatte. Das war in Bremen. Vor zwei Jahren gab es einen vergleichbaren Fall in Hamburg, wieder dieses Kleid, wieder die Zöpfe. Und vor fünf Jahren die gleiche Inszenierung einer Toten in München.«

»Die Abstände werden kürzer«, bemerkte Tom knapp. Er brauchte keine weiteren Informationen, um bereits sicher zu wissen, dass es sich hier um einen Serientäter handelte. Die besondere und sich wiederholende Art der Opfer-Inszenierung sprach Bände.

»Ja«, stimmte Müller ihm zu, »und wir tappen leider immer noch völlig im Dunkeln. Und ich befürchte, dass es nicht der letzte Mord dieser Art sein wird.«

»Sehr gut möglich«, bestätigte Tom. »Wenn die Abstände kürzer werden, spricht das dafür, dass der Killer jetzt häufiger sein Bedürfnis befriedigen muss. Dafür kann es unterschiedliche Gründe geben, aber wie auch

immer diese aussehen mögen – Fakt ist, dass sein Drang zu töten stärker geworden ist.«

Müller atmete tief durch. »Ich möchte Ihnen ein Angebot machen. Ich biete Ihnen die Leitung der Sonderabteilung III an, der Abteilung für besonders grausame Fälle, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen dürfen.«

»Das wäre meine nächste Frage gewesen«, sagte Tom.
»Warum dürfen die Fälle nicht an die Öffentlichkeit?«

»Das ist absolut notwendig. Alle vier Frauen wurden aufs grausamste zu Tode gefoltert. Und alle waren wie kleine Mädchen verkleidet. Sie können sich vielleicht ausmalen, was die Presse daraus machen würde. Genau deshalb gibt es die Sonderabteilung III.«

»Ja. Wenn die Zeitungen darüber berichten, würde sich wahrscheinlich kein Mensch mehr auf die Straße trauen.«

Müller strich sich über die Glatze. »Was immer in dem Kerl vorgeht, er ist zurzeit die gefährlichste Person in diesem Land.«

Das bezweifle ich doch sehr, dachte Tom, behielt es aber für sich.

»Nehmen Sie das Angebot an?«, hakte Müller nach.
»Zur üblichen, sowieso schon guten Vergütung werden auch die Überstunden bezahlt. Und denken Sie bitte kurz an die Altersversorgung, die das BKA ihren Mitarbeitern bietet.«

Tom verkniff sich einen Kommentar. Sonderzuschläge und Altersversorgung waren die Argumente, die vermutlich die meisten Menschen überzeugen konnten.

Aber nicht ihn. Er hatte sich aus Geld und Sicherheit noch nie etwas gemacht, das war nicht der Grund, warum er Profiler geworden war. Aber den wahren Grund würde er Müller bestimmt nicht auf die Nase binden. Er würde ihn sowieso nicht verstehen. Es gab ohnehin nur eine Person auf der Welt, die ihn verstand.

Wieder spürte Tom das angenehme Prickeln im Bauch. Ihm war bewusst, wie sehr er die Arbeit inzwischen brauchte und wie gelegen ihm das Angebot im Grunde kam. Zurück in die USA zu gehen, war im Moment keine Option für ihn. Zwar könnte er sofort wieder beim FBI anfangen, aber er wollte Eva, seine Pflegemutter, noch nicht alleine lassen und in der schwersten Zeit ihres Lebens für sie da sein. Kurz flackerten Bilder der Fälle, die Tom für das FBI bearbeitet hatte, vor seinem inneren Auge auf – Bilder, die den meisten Menschen Albträume beschert hätten. Er unterdrückte ein Seufzen. Nein, er konnte es nicht leugnen. Die Arbeit für das FBI war immer ausgesprochen befriedigend gewesen. Vielleicht lag es an den lockeren Waffengesetzen oder einfach nur an der schieren Größe des Landes, jedenfalls gab es in den USA weitaus mehr Serienmorde als hier. Neben der guten Ausbildung, die er in Stanford bekommen hatte, war das einer der Gründe gewesen, warum er damals nach Amerika geflohen war. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten war eben auch das Land der unbegrenzten Verbrechen. Und lag weit weg von Deutschland, mit dem er seine schlimmsten Erinnerungen verband.

Vielleicht ist es an der Zeit, dachte Tom, es noch mal mit meinem Heimatland zu versuchen. Auch wenn mir die Altersversorgung am Arsch vorbeigeht.

Er räusperte sich. »Irgendwie glaube ich nicht, dass ich sonderlich alt werde, um wirklich in den Genuss der Pension zu kommen. Aber das soll Sie nicht kümmern.« Er reichte Müller die Hand. »Ich nehme Ihr Angebot an.«

Bernhard Müller fiel sichtlich ein Stein vom Herzen. Eifrig schüttelte er Toms Hand. »Ich freue mich, dass Sie an Bord sind! Willkommen im Team!«

5

Schon seit einer ganzen Weile beobachtete er den Kerl. Es war nicht zu übersehen, wie er sich an die kleinen Mädchen heranmachte. Jetzt lungerte er wieder auf dem Spielplatz herum, versuchte an der Rutsche, den Mädchen unter den Rock zu fassen, ganz unauffällig, als wollte er ihnen die Leiter hinaufhelfen. Warum sah das nur niemand? Warum sah nur er, der Beobachter, ihn, diesen ekelhaften Kerl, der nach außen den lieben Familienvater raushängen ließ und überall so beliebt war?
Zum Kotzen!

»Komm in meine Arme geflogen, Emma! Ja! Flieg!« Das kleine Mädchen rutschte lachend die Rutsche hinunter, wobei es die Arme in die Luft schwang, als wollte es fliegen. Unten fing er es auf und wirbelte es noch einmal herum, sodass dem Mädchen ganz schwindelig wurde. Taumelnd hielt es sich an seinem Bein fest. Er hockte sich lachend zu der Kleinen hin, strich ihr beruhigend über den Rücken, immer weiter nach unten.

»Ganz ruhig, Emma. War der Flug etwas zu wild?«

Jetzt war seine Hand schon auf ihrem Po, und wie zufällig schob er beim beruhigenden Streicheln ihr Kleidchen hoch.

Verdammter Mistkerl! Da war ein widerlicher Pädo, der unter den Augen der Mütter und Väter am Spielplatzrand kleine Mädchen betatschte, und keiner merkte es. Und warum merkte es keiner? Weil alle auf ihr Handy starrten, weil Daddy Ralph Lauren trug und gut aussah, weil er freundlich lächelte und vor allem: weil er seine eigene Tochter dabeihatte.

»Willst du heute Nachmittag vielleicht noch mit Lina spielen?«, fragte der Pädo das kleine Mädchen. Lina, die Tochter dieses Ekels, saß etwas abseits im Sand und baute eine Burg. Die ganze Zeit war sie peinlich darauf bedacht, ihre Beine zu kreuzen, als wollte sie dringend verhindern, etwas zu zeigen, was sie nicht zeigen wollte. Sie zog dauernd ihr kurzes Röckchen herunter, als hoffte sie, dadurch mehr von ihrer nackten Haut bedecken zu können. Sie war vielleicht fünf Jahre alt, schätzte der Beobachter. Wie sie sich verhielt, wie sie die Beine zusammenkniff, wenn ihr Vater sie hochhob, wie sie ihn liebte und trotzdem Angst vor ihm hatte – der Beobachter erkannte die Alarmzeichen sofort. Selbst wenn er die Bilder von ihrem Missbrauch im Darknet nicht gesehen hätte, wenn er nicht jedes Wort gelesen hätte, mit dem ihr eigener Vater in der Chatgruppe geprahlt hatte, wäre ihm in diesem Augenblick klar gewesen, dass sie ein Opfer war.

»Lina, Mäuschen, hast du Lust, heute Nachmittag noch mit Emma zu spielen?«, fragte Daddy gut gelaunt. Lina nickte nur stumm.

»Ich frag' die Mama!«, sagte Emma fröhlich und rannte mit wehenden Haaren zu einer blonden Frau, die auf einer Bank am Spielplatzrand saß, das Handy in der Hand. Lächelnd kam sie auf Daddy zu, nachdem ihre Tochter ihr von ihrem Vorhaben erzählt hatte.

»Das wäre wirklich total super, wenn du Emma heute Nachmittag mitnehmen könntest, Rolf«, sagte die Frau, die den Pädo offensichtlich kannte. Natürlich. Fast alle Übergriffe an Kindern kamen aus dem nahen Umfeld. Der Papa, der Onkel, der nette Nachbar, der Vater der besten Freundin. »Meine Mutter liegt im Krankenhaus, und ich würde sie gerne nachher besuchen. Das ist ohne Emma natürlich deutlich stressfreier.«

Pädo-Rolf machte ein besorgtes Gesicht. »Mensch, Sara, es ist hoffentlich nichts Ernstes?«

»Neue Hüfte. Ist nicht ohne, aber sie hat das Schlimmste überstanden.«

»Da bin ich aber froh. Sag deiner Mutter gute Beserung von mir. Und klar, Emma kann so lange bei uns bleiben, wie du das möchtest. Das ist überhaupt kein Problem. Lina freut sich!«

Die Mutter lächelte dankbar und übergab ihre Tochter in seine Hände. Wie ahnungslos sie war.

Aber ich lass dich nicht aus den Augen, dachte der Beobachter, als er dem Pädo folgte, der nun an jeder Hand ein kleines Mädchen hielt.

Fröhlich gingen die drei über die Straße, wobei der Mann eindeutig am besten gelaunt war. Kein Wunder, er konnte es vermutlich kaum noch erwarten.

Aber diesmal würde es anders laufen.

Der Beobachter setzte sich in die überdachte Bushaltestelle direkt gegenüber von Pädo-Rolfs Haus. Er konnte sehen, wie seine Frau in der Küche werkelt, während er nett und zuvorkommend mit ihr zu plaudern schien. Die beiden wirkten wie ein Vorzeigeehepaar, jung, gut aussehend, in einem netten Vorstadthäuschen. Ein Elternpaar, das seiner Tochter alles bieten konnte.

Wusste Mami wirklich nicht, was Papi trieb? Der Beobachter konnte sich das nicht vorstellen. Seine Mutter hatte damals genau gewusst, was los war, wenn er wieder einmal grün und blau geschlagen ins Bett ging. Sie hatte sich gegen ihren Mann nur nicht wehren können, und das war ihr schlussendlich selbst zum Verhängnis geworden. Manchmal hatte sie sich schützend vor ihren achtjährigen Sohn geworfen, wenn der wieder als Puchingball für seinen saufenden Vater hatte herhalten müssen. Geholfen hatte es nichts. Im Gegenteil. Irgendwann hatte er sie einfach totgeprügelt.

Die Mutter auf den Friedhof, der Vater in den Knast, der Sohn ins Heim. Ab in die nächste Hölle.

Der Beobachter versuchte, die Gedanken an die vergangenen, dunklen Zeiten auszublenden. Irgendwann hatte er sein Leben selbst in die Hand genommen. Nicht die Vergangenheit hatte ihn zu dem gemacht, der er heute war. Hätte er sich seinem Schicksal gefügt, dann